

Eine schillernde Persönlichkeit aus Biberach:

Albert Hetsch

Arzt, Wahlfranzose, Konvertit, Generalvikar in Orleans

Der Kunst- und Altertumsverein Biberach wird seinesgleichen suchen in Deutschland. Industrielle und Männer aus der Wirtschaft haben diesen unvergleichlich wertvollen Verein gegründet und den bedeutenden Biberachern eine Heimstatt geschaffen, die sich unter anderem in den vielen Gedenktafeln an deren Geburtshäusern äußert.

Drei Söhnen unserer Stadt verdanken wir die Bewahrung unseres kulturellen Erbes: Reinhold Schelle, der das Wieland-Museum und den Kunst- und Altertumsverein gründete, Kommerzienrat Baur, der in jahrelanger Mühe und mit vielen Fahrten nach München Anton Braith so weit brachte, dass er seinen Nachlass nach Biberach gab, sowie Otto Funk, der den Lebensläufen vieler bedeutender Biberacher nachgegangen ist, so auch dem von Albert Hetsch, von dem wir – ohne Funk – wahrscheinlich herzlich wenig wüssten.

Am Haus der Schwäbischen Zeitung, Marktplatz 35, gibt eine Gedenktafel kurz und bündig Auskunft:

Geburtshaus des
Dr. med. Albert Hetsch
geb. 1812 Generalvikar in Orleans 1870
gest. in Rom 1876



Das Geburtshaus von Albert Hetsch.

Den meisten Biberachern ist die Bedeutung des Titels Generalvikar unbekannt (er leitet die Verwaltung einer Diözese); über Herkunft und Leben dieses Mannes weiß man in Biberach so gut wie nichts.

„In unserem Haus am Kapellenplatz“

schreibt Albert Hetsch in einem seiner vielen Briefe nach Biberach, denn der heutige Hauseingang war damals Öffnung zum Stadtbach hin, der direkt am Haus vorbeifloss, während sich der Privateingang in Richtung Kapellenplatz befand, wo ja auch die Brücke über den Bach führte. Der Vater Jakob Benedikt Hetsch war „Schönfärber“, also Buntfärber im Gegensatz zu den Blau- und Schwarzfärbern, und die Färberei brauchte diesen direkten Zugang zum Wasser, ohne dessen Energie auch die anderen Handwerksbetriebe nicht existieren konnten. Der Großvater Hetsch war aus Nördlingen zugewandert, die Mutter eine Emilie Merk aus Kaufbeuren. Albert ist am 16. September 1812 als erstes Kind geboren; sein Bruder Adolf, der zweite Sohn, übernahm später die Färberei des Vaters und war ein Leben lang Freund und Ansprechpartner des Bruders.

Die Familie Hetsch war eine sehr fromme, wenn nicht gar pietistisch eingeschworene evangelische Familie. Der Vater war hoch begabt, ein glänzender Erzähler, gebildet, Besitzer einer großen Bibliothek,

die allen seinen Kindern frühe Begegnungen mit den großen europäischen Geistesgrößen ermöglichte. Darüber hinaus war er ein begabter Maler, wie auch Albert, dem wir eine Zeichnung des längst nicht mehr bestehenden „Lautenkellers“ verdanken, einst zwischen dem Tannen- und dem Weißkreuzkeller gelegen.

Schule und Ferien in Ellwangen/Jagst

In der Schule war Albert von Anfang an „einer der Besten und der Liebling seiner Lehrer“. Letzteres lässt darauf schließen, dass er *der Beste* war. In den Ferien marschierte er zu Fuß (!) nach Ellwangen, wo die Schwester des Vaters mit dem katholischen Arzt Dr. Bund verheiratet war. Die Bunds waren kinderlos, und Albert sollte später Medizin studieren und die Praxis des Onkels weiterführen. Dem Doktorhaus gegenüber lag das humanistische Gymnasium, das Albert mit 14 Jahren bezog. Hier in Ellwangen begann die folgenreichste Begegnung des jungen Albert mit der katholischen Kirche.

In Biberach war es Sitte, dass begüterte Bürger auswärtige Schüler ein Mal wöchentlich zum Mittagstisch luden, und so kam jeden Freitag ein zwei Jahre älterer katholischer Schüler, der Pfarrer werden sollte, zu Hetschs. Er gab Albert Lateinunterricht, um wenigstens etwas für den Freitisch getan zu haben – die zweite Begegnung des jungen Protestanten mit der katholischen Lehre.

Der frühere Lautenkeller. Handzeichnung von Albert Hetsch.



Am Gymnasium in Ellwangen war Albert von Anfang an Primus der Klasse. Im Griechischen war er so hervorragend, dass er Verse von Horaz, ganze Gesänge von Homer und sogar einige Sophokles-Dramen auswendig vortragen konnte, aber auch Gedichte von Goethe, den er über alles liebte.

Wenn man annehmen wollte, der katholische Onkel Medikus habe den Jungen zum Katholizismus überredet, täuscht man sich, Dr. Bund war ein Schelling-Hegelianer, also eher ein Freimaurer, und die Tante Albertine hielt den Neffen eifrig zum Besuch des evangelischen Gottesdienstes an. Onkel Bund war sehr stolz auf den intelligenten Neffen, der neben den Pflichtfächern Latein und Griechisch auch Englisch, Französisch und Italienisch erlernte.

Medizinstudium und erfolgreicher Arzt

Mit 18 Jahren wurde Albert als Medizinstudent in Tübingen immatrikuliert. Die üblichen studentischen Verbindungen mied er und schloss sich dem Mitstudenten Robert Mayer an, der sich mit Experimenten über die mechanische Wirkung der Wärme beschäftigte. Dieser Robert Mayer war es, der später der Entdecker des Gesetzes zur Erhaltung der Energie wurde. Nach eigenen Angaben Hetschs aber war *er es*, der zuerst diese weltbewegende Umwandlung von Wärme in Bewegung erkannte, aber eben andere Interessen hatte.

Das Medizinstudium vernachlässigte er indessen nicht und schloss mit der Note „Magna cum Laude“, also „sehr gut“ im Staatsexamen ab und promovierte 1836 mit „Summa cum Laude“ (vorzüglich) zum Doktor der Medizin. Die glänzenden Zeugnisse hatten glänzende Folgen: Vom Studium weg wurde Hetsch als Assistenzarzt ans Katharinenspital nach Stuttgart berufen, eine Auszeichnung!

Vor Antritt seiner Stelle unternahm er eine Fußwanderung in den Schwarzwald. Immer häufiger sinn er religiösen Themen nach. Über das Freiburger Münster schreibt er: „Das Münster offenbarte mir den Aufschwung des christlichen Gedankens zum Himmel. Welchen Eindruck bringt auf meine Seele dieser herrliche Dom hervor mit seinen schlanken Säulen von jungfräulicher Reinheit! Welcher wunderbare Reichtum des Chores und welche Pracht der Ornamentik!“

Beim Weiterwandern trifft er auf zwei katholische Landpfarrer: „Die Einsamkeit dieser familienlosen



Albert Hetsch als junger Dr. med.

Männer empörte mich anfangs als ein naturwidriges Opfer. Dann aber fand ich, daß diese zum Zölibat gezwungenen Männer nichts weniger als vertrocknete Herzen besaßen, sondern darin Schätze von Innigkeit bargen.“ Er besteigt den Belchen, um die wunderbare Aussicht zu genießen: „Früh, beim Aufgang der Sonne, erreiche ich den Gipfel. Es ist Sonntag. Unter mir sehe ich das weite Land gebreitet und von nah und fern ertönen die Glocken, welche die Menschen zum Gottesdienst rufen. Da erfasst meine Seele wieder die Erinnerung an das Erlebnis meiner Kindheit, Ellwangen!“ – Ohne es selber zu ahnen, befindet er sich bereits auf dem Weg hin zum Katholizismus, er, der Spross einer reichsstädtisch-evangelischen Familie!

In Stuttgart aber erwarten ihn andere Aufgaben. Er befasst sich speziell mit der Nervenheilkunde und publiziert einige bedeutende Abhandlungen über dieses damals weitgehend unbekanntes Teilgebiet der Medizin. Nach einem Jahr schickt ihn der König nach Paris, um die dortigen Hospitäler zu studieren, deren Ruf in Europa hervorragend ist. Eine einmalige Auszeichnung!

Als medizinischer Beobachter in Paris

Paris! Man kann sich leicht vorstellen, welchen Eindruck die Millionenstadt auf den jungen Arzt aus der Kleinstadt machte. „Meine Vormittage verbringe ich in den Spitälern, um dem praktischen und dem

theoretischen Unterricht berühmter Ärzte beizuwohnen. Die Nachmittage benutze ich zum Besuche von Bibliotheken und Museen, die Abende gehören der Arbeit und dem Studium. Ich lebe ziemlich isoliert und besuche in solch einsamer Stimmung manchmal die kleine Kapelle St. Sulpice, wo ich mich meinen Gedanken und Gefühlen hingeben kann. Wie oft habe ich dort himmlisches Glück gefunden, da mir das irdische völlig mangelte. Und wohin ich sehe, wohin ich auch blicke, die katholische Religion ist eine Religion der Schönheit!“

Gedanklich war Hetsch schon nicht mehr Protestant, wenn auch noch nicht Katholik. Pünktlich liefert er seine Berichte nach Stuttgart, die für das württembergische Krankenhauswesen von elementarer Bedeutung waren, aber als das Jahr um ist, bleibt er. Er lässt sich als Praktischer Arzt nieder, aber die Praxis des Deutschen wird gemieden. Er verdingt sich als Hauslehrer. Auch ein Ruf als Professor an die Universität Tübingen ändert seinen Entschluss nicht.

Hauslehrer in katholischer Umgebung

Er bewirbt sich bei dem Comte de'Hautefeuille, dessen Sohn kränklich ist. Ein Hauslehrer, der zugleich Arzt ist, ist daher ideal. Der Graf ist begeistert von Hetsch und engagiert ihn auf der Stelle. Die Gräfin dagegen hat Bedenken, als sie erfährt, dass Hetsch Deutscher und darüber hinaus noch Protestant ist. Hetsch offenbart ihr seinen Seelenzustand, seine Neigung zur katholischen Lehre, und schließlich willigt auch sie ein, den deutschen Hugenotten einzustellen.

Die Familie wohnte auf ihrem Landgut Saint Vrain in der Nähe von Paris und vereinigte um sich einen Kreis geistig und gesellschaftlich hervorragender Persönlichkeiten, die alle streng religiös waren. Unter ihnen ist ab und zu der Bischof Dupanloup von Orleans, der in Hetschs Leben noch eine besondere Rolle spielen sollte.

Da der Zögling aufgrund seines Gesundheitszustandes nur wenige Schulstunden am Tag übersteht, hat Hetsch genügend Zeit, um seinen Studien nachzugehen, vor allem, um der Wahrheit der katholischen Lehre auf den Grund zu kommen. Er schreibt im Frühjahr 1842, er ist jetzt 30 Jahre alt: „Ich bin mit der ersten Serie meiner Studien zu Ende, Philosophie, Rhetorik, Literatur und Geschichte, alles habe ich durchstudiert, jetzt handelt es sich darum, Einzelheiten in Angriff zu nehmen und über alles selbständig

nachzudenken. Ich muß vor allem die alte und neue Philosophie mit dem christlichen Dogma vergleichen, um darin die Basis der religiösen Glaubenslehren aufzusuchen und die Systeme dieser Entwicklung verfolgen bis zu dem Gipfel, wo das Licht der übernatürlichen Wahrheiten mir den Punkt zeigt, wo Christus die Welt Gottes mit der Welt des Menschen vereint.“

Übertritt zum Katholizismus

Es dauert bis zum Jahr 1847, fünf Jahre, bis er diesen Weg zurückgelegt und die Einsicht gewonnen hat, „dass der Katholizismus allein das Prinzip des wahren Glaubens und die Quelle der reinen Glückseligkeit ist“. Schon 1843 hatte er sich vergeblich bei den Eltern umgehört, wie sie sich zu einer eventuellen Konversion stellen würden. Natürlich stieß er auf strikte Ablehnung. Er reiste ab. Dem Onkel schrieb er nach Ellwangen: „Der katholische Glaube ist meine Überzeugung geworden, ich bin zum Übertritt entschlossen.“ Weitere zwei Mal reist er nach Biberach. Vergeblich. Am 16. April 1847 wird er in der kleinen Kapelle Notre Dame de Sion in Paris getauft. Die Gräfin d'Hautefeuille, die ihn einst ablehnte, wird seine Taufpatin. In seinem Tagebuch lesen wir: „Höchste Glückseligkeit des inneren Lebens, daß ich dieser Gnade würdig bin. Heute durchdringt der lichtvolle Gedanke des Priestertums meine Seele wie ein Pfeil!“ – Zum ersten Mal liest man hier Worte von einem priesterlichen Leben. Es zeigt sich, dass für Hetsch der Weg zum Katholizismus zugleich der Weg zum Priestertum ist.

Im gleichen Jahr 1847 macht sein Zögling ein hervorragendes Abitur. Aber seine pädagogische Fähigkeit ist schon so bekannt, dass er sofort eine neue Anstellung bei dem Vicomte de Mortemart in Paris findet.

Die Begründung der Familie gegenüber

Erst am 29. Juni 1849, der Vater ist inzwischen verstorben, schreibt er an die Familie nach Biberach: „Meine Lieben! Ich habe es vollzogen, ich bin zur katholischen Religion übergetreten. Ich habe euch einen herben Schmerz bereiten müssen. Doch er kann nicht größer sein als der Kummer über den Tod des Vaters. Ich war euch allen stets mit der größten Liebe zugetan und ich verstehe eure Betrübnis über meine Konversion, aber seid versichert, daß ich den gnädigen Bei-

stand Gottes habe und daß ich nach 13jährigem inneren Kampf und härtesten Prüfungen das, was ich zu glauben begonnen habe, auch mit dem Verstande zu rechtfertigen vermag und nichts anderes mehr tun konnte, als was ich tat. Der Grund hierfür war lange gelegt, vielleicht länger als die 13 Jahre. Kein Mensch, weder vorher noch nachher, hat mich je zum Katholizismus zu überreden versucht. Gott allein hat mir den Drang dazu ins Herz gelegt, und ich habe ihm gehorcht.

Meine Lieben! Das, was schmerzt, ist der irrige Gedanke, daß ich die familiären Bande zu euch hätte auflösen, der Kirche, auf die ich getauft bin, untreu hätte werden können. Weder das eine noch das andere ist der Fall. O ihr kennt so wenig diese gemeinsame Mutter der Gläubigen, die wir Protestanten vorgeschützter Mißbräuche wegen verlassen haben, die aber nichts mit dem Glauben selbst zu tun hatten und die die katholische Kirche längst selbst abgeschafft hat. Nicht den einzelnen Menschen verwirft sie, sondern die falschen Prinzipien, die man ihnen lehrt, auf die sich die immer mehr unter sich uneinigen protestantischen Kirchen stützen.

Ihr täuscht euch, wenn ihr glaubt, daß ich durch meinen Schritt Schranken zwischen uns aufgestellt hätte: Inniger und näher stehen wir uns als je! Voll gläubiger Zuversicht hängt ihr an der Lehre, die man euch darstellt, ohne euch klar bewußt zu sein, daß es noch immer *der* Glaube ist, dem unsere Voreltern einst angehörten. Der Protestant, der zur katholischen Kirche zurückkehrt, verändert somit seine Religion nicht, er schwört der Kirche, auf die er getauft ist, nicht ab, Christus bleibt sein Herr und die Heilige Schrift sein Credo. Wahrlich, nicht die Protestanten, die zum alten Glauben ihrer Väter zurückkehren, sondern Luther und Calvin taten dies. Sie stützten sich auf äußere Mißbräuche wie den Ablass und das Priester- und Mönchsunwesen, aber nicht auf den Irrtum der Lehre. Die Lehre ist dieselbe! Alle Konfessionen, die von der Einheit losgerissen sind, sind bis in ihre Grundfesten erschüttert. Nur *eine* Kirche hat den Charakter der Einheit und Unwandelbarkeit seit 1800 Jahren bewahrt, es ist die katholische.

O meine Lieben bedenkt, wenn ich ein Gottesleugner geworden wäre, wenn ich aller christlichen Überzeugung entsagt hätte, wenn ich zu einer jener Gesellschaften gegangen wäre, deren religiöse Doktrin Christus gegenüber geradezu feindlich ist, was hättet ihr gesagt? Es ist mir unmöglich, in unchristlicher

Anarchie zu leben, und dahin gehören auch die protestantischen Geistlichen, die aus der Schule Hegels hervorgegangen sind und bei denen aus der Lehre Luthers nichts mehr übrig geblieben ist!

Laßt mir die Gewissensfreiheit, die ihr Protestanten so gern anruft. Ich habe mir das Recht dazu in 13jährigem Kampfe errungen, indem ich dem Rat der Apostel folgte, „prüftes alles und das Beste behaltet!“ Entzieht mir nicht eure Liebe, ihr würdet mir das Herz brechen, ohne meinen Glauben zu erschüttern.“

Dieser Rechtfertigungsbrief Hetschs ist hinsichtlich der ökumenischen Bemühungen zumindest der deutschen christlichen Gemeinden hochaktuell. Die ökumenischen Worte von Papst Johannes Paul II., der mit vielen seiner Bemühungen um den Erhalt der alten Glaubenskräfte auf Unverständnis stößt, sind von Hetsch schon vor 150 Jahren vorausgedacht worden: Es ist der Glaube unserer Ahnen, der uns alle vereint!

Theologie-Studium in strenger Klausur

Durch Empfehlungen auf Hetsch aufmerksam geworden, bietet ihm im Sommer 1850 der römische Fürst Borghese an, die Erziehung seiner drei Söhne zu übernehmen. Das würde ihm die erfreuliche Aussicht bieten, nach Rom zu kommen, dem hohen Ziel aller Katholiken. Aber wenn er Priester werden will, muss er frei sein für die erforderlichen Studien. Er wendet sich an Bischof Dupanloup und berichtet über das Gespräch an Onkel Bund:

„Ich habe in dem hochwürdigen Herrn Bischof einen herrlichen Mann gefunden. Nachdem ich ihn mit meiner Vergangenheit und mit meinem endgültigen Entschluß bekanntgemacht hatte, antwortete er mir: „Sie haben die richtige Wahl getroffen. War ich zuerst der Meinung, Sie hätten nach Rom zu Fürst Borghese gehen sollen, zögere ich jetzt nicht, Ihnen zum Gegenteil zu raten. Sie müssen Ihre ganze Kraft daran setzen, um jene Einheit im Glauben zu erreichen, nach der Sie streben. Um das zu erreichen, dürfen Sie Ihre Kraft nicht in einem Doppelunternehmen zersplittern. Studieren Sie Theologie, und nur das! Ob Sie nachher Welt- oder Ordensgeistlicher werden, möchte ich noch offen lassen.“ Sodann bot er mir an, während des Studiums in seinem Bischöflichen Palais Wohnung zu nehmen. Aber ich lehnte ab: Das Leben im Palais wäre mir zu angenehm. Ich muß in mir einen neuen Menschen schaffen, und dazu brauche ich

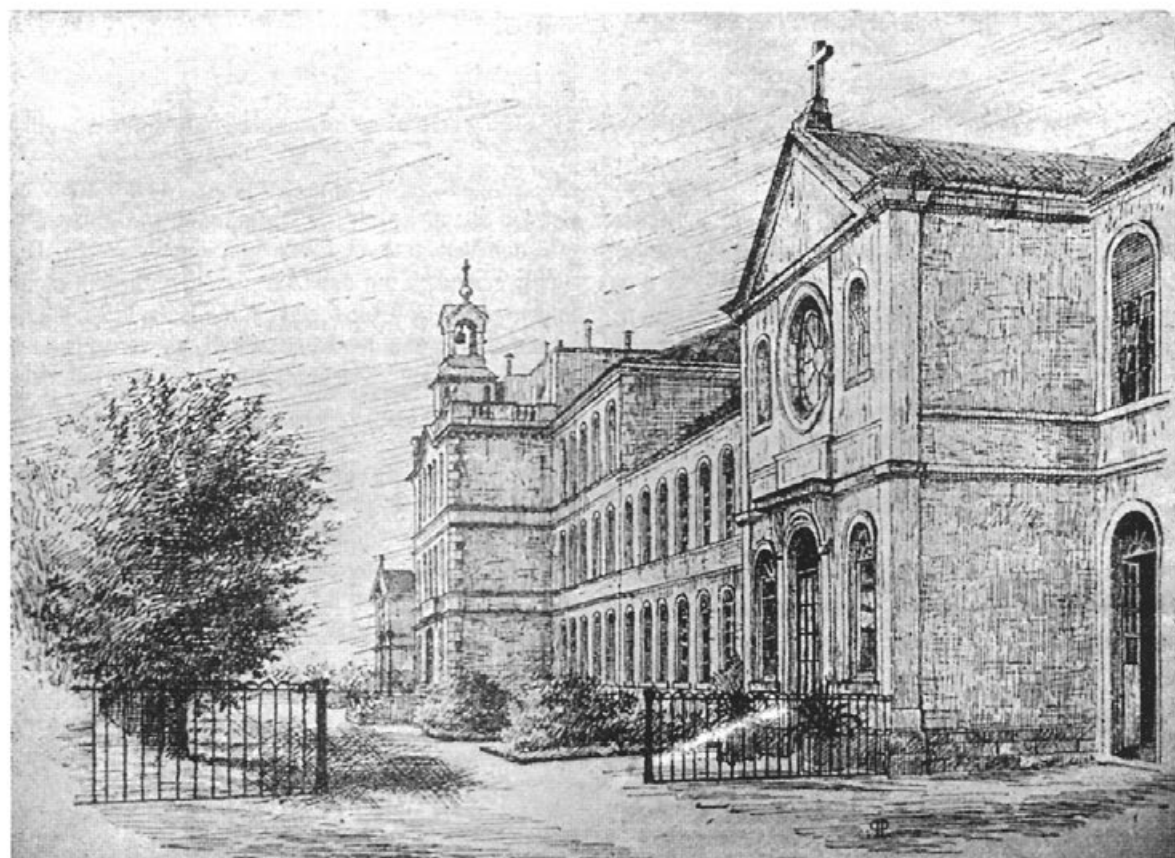
die strenge Schulung eines Seminars. Mein teurer Onkel, Du bist nicht nur der Freund meines Geistes, Du bist der Vertraute und der Halt meiner Seele. Du weißt, nachdem ich das Licht gesehen, diesem Licht folgen muß. Und jetzt zeigt mir dieses Licht einen neuen Gipfel, den des katholischen Priestertums. Der Beruf des Priesters erscheint mir als eine vornehmste Aufgabe, zu der mich Gott von aller Ewigkeit her bestimmt hat.“

Im Februar 1851 tritt Hetsch in das Priesterseminar in Orleans ein. Er hatte sich die strenge Schule eines Seminars gewünscht, und er sollte sie zu spüren bekommen. Er, der deutsche Doktor der Medizin, war jetzt 38 Jahre alt und inmitten von 18- und 19-Jährigen auf der Schulbank. Der Dr. med. wird wieder Schüler, Anfänger, isst die karge Seminarkost, schläft zusammen mit 15 anderen jungen Studenten in einem Schlaftsaal. Nach 3-jährigem Studium wird er zum Priester geweiht. Bischof Dupanloup vollzieht die Weihe. Hetsch ist 42 Jahre alt.

Lehrer in La Chapelle

Eigentlich wollte Hetsch an das soeben neu gegründete „Oratorium de Paris“, wo junge Weltgeistliche für die Praxis vorbereitet werden, aber der Bischof sagt: „Sie sind der geborene Lehrer für junge Menschen, Sie kommen an mein Seminar in La Chapelle!“ Das Seminar ist ein Gymnasium; im Gegensatz zu deutschen Gymnasien waren die französischen Internate, wo die Schüler nicht nur lernten, sondern dort auch lebten, aßen und schliefen. An der Spitze stand der Superior, unter ihm drei Präfekten, die etwa zwanzig Lehrern vorstanden. Nur ein Jahr nach Hetschs Einstellung wird der Priorstuhl frei, der Bischof ernennt den „Abbé Etsch“ (die Franzosen sprechen bekanntlich kein „h“) zum Prior: „Es handelt sich für Sie nicht darum, Ihren Schülern Griechisch oder Latein beizubringen, das ist das Mittel, nicht der Zweck, es handelt sich darum, ihre Seelen Christus zuzuführen!“

Am 1. Oktober 1856 übernimmt Hetsch das Priorat „mit wahren Schmerz“. Er war jetzt 44 Jahre alt, die Aufgabe außerordentlich schwierig, für ihn als Deutscher und gewesener Protestant ganz besonders; er hatte einem Lehrkörper von mehr als 20 Personen vorzustehen. Jeden Tag stand er früh um 4 Uhr auf. Nach seinen persönlichen Gebeten war er der Erste bei der täglichen Morgenandacht, den großen kirch-



Das Kleine Seminar von „La Chapelle St. Mesmin“ bei Orleans.

lichen Festen weiß er eine besondere Weihe zu geben.

Schwerkranke lässt er in sein eigenes Zimmer betten, um sie persönlich pflegen zu können. Als einmal eine Masern-Epidemie ausbricht, gönnt er sich wochenlang kaum Schlaf. Seine Güte ist sprichwörtlich; er handelt nach dem Grundsatz „gib mir Dein Herz, mein Kind, ich will Dir das meinige geben“.

Aber der Prior Hetsch will noch mehr: Hochschulklassen werden eröffnet, eine Art katholische Universität entsteht, eine Lehrer-Hochschule. Begann 1860 der erste Kurs mit 16 Studikern, so waren es im zweiten Jahr schon 25. Philosophie, Bibelforschung, Ästhetik und Rechtslehre waren die Hauptfächer. La Chapelle stand unter Hetsch in voller Blüte, und der Ruf der Anstalt reichte weit hinaus in die romanischen Länder, so dass Studierende nicht nur aus Frankreich, sondern aus Italien, Spanien und Portugal erste fürstliche Familien ihre Söhne nach La Chapelle schickten.

Abbé Hetsch war berühmt geworden. Ein ehemaliger Protestant, ein Deutscher. Ein Biberacher, Sohn unserer Stadt. Nach 16 Jahren besucht er 1863 zum ersten Mal wieder die Heimat, um sich mit Geschwistern und Freunden auszusöhnen, besonders mit sei-

nem Bruder Adolf. Seine Eltern und Onkel Bund konnte er nur noch auf dem Friedhof besuchen.

Neue Aufgaben für den Unermüdlichen

Wieder nach Frankreich zurückgekehrt, macht er sich daran, in La Chapelle ein „Oratorium für Weltgeistliche“ einzurichten. Die zwei großen Opfer des Klosterlebens, Gehorsam und Armut, werden Grundvoraussetzung für die Aufnahme. In der Mitte der 1860er-Jahre steht La Chapelle auf der Höhe seines Ruhms. Da brechen 1869 unter den Schülern zwei schwere Epidemien aus, die auch Tote fordern. Hetsch wird als Arzt und Priester Tag und Nacht gefordert. Im Dezember 1869 beginnt das Vatikanische Konzil, an dem der Bischof teilnimmt; Hetsch trägt die Verantwortung nun allein. Dazu kommen die ernsthaften Diskussionen mit dem Bischof, der gegen die Unfehlbarkeit ist, während Hetsch für sie eintritt.

Im März 1870 bricht er zusammen. Die Ärzte eröffnen dem zurückgekehrten Bischof, dass Hetsch zwingend von seinem Amt als Vorsteher entbunden werden muss. Der Bischof schreibt ihm ins Krankenhaus: „Ich werde Sie nach der Entlassung aus dem Spital hier im Bischöflichen Palais pflegen, aber ich

muß Sie Ihren Ämtern entheben, für die Sie sich in 15jähriger Arbeit so edelmütig aufgeopfert haben. Ich nehme Sie in meinen persönlichen Dienst und ernenne Sie zum Generalvikar und Kanonikus des Bistums Orleans.“

Hetsch und der Krieg 1870/71

An dem Tag, an dem Hetsch wieder in La Chapelle eintrifft, bricht der deutsch-französische Krieg aus. Er hört von Metz, Sedan, von der Einschließung und Kapitulation der Hauptstadt Paris. Er hört auch, dass sich die Deutschen nach Süden wenden und schließlich vor Orleans stehen. Am 12. Oktober donnern die Kanonen vor den Toren, und noch am Abend nehmen siegreiche bayerische Truppen die Stadt. Für Hetsch beginnt eine fieberhafte Tätigkeit; er ist wieder Arzt und Chirurg, ohne aufzuhören Priester zu sein: für Deutsche und Franzosen. Auf dem Schlachtfeld und in den Straßen der Stadt bemüht er sich um Verwundete und Sterbende, leistet ärztliche Hilfe und priesterlichen Beistand für Soldaten wie Zivilisten. Ein Berichterstatter, Dr. Kayßler aus dem Stab des Generals

von der Tann, schreibt: „Am 11. Oktober 1870 redete mich in Orleans ein Priester in deutscher Sprache an und erklärte mir, daß er vom Bischof von Orleans abgesandt sei; er sei sein Generalvikar, Abbé Hetsch, ein Württemberger, ein Mann, der ein wahrer Engel für die Verwundeten und Kranken war und sie Tag und Nacht mit unermüdlicher Sorgfalt pflegte.“

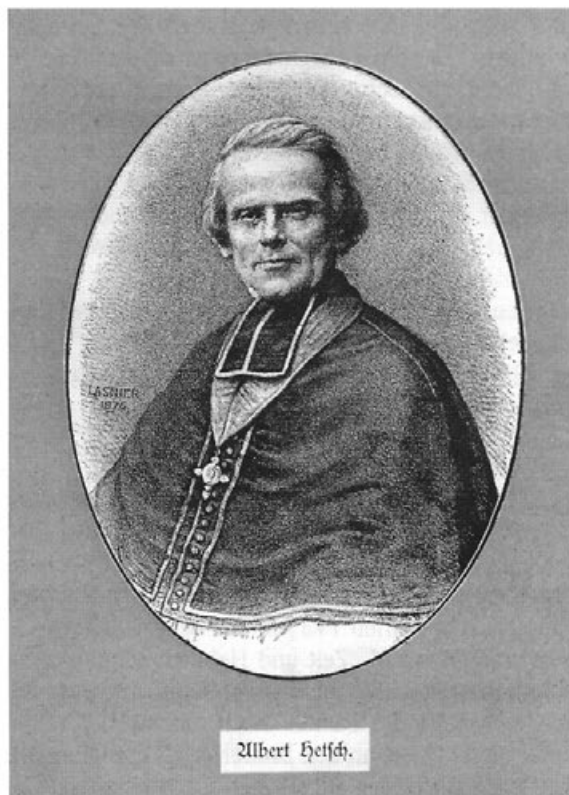
Als sich die bayerischen Truppen vorübergehend aus Orleans zurückziehen, bemüht er sich mit letzter Hingabe um den Schutz der zurückgelassenen deutschen Verwundeten, was ihm der Pöbel mit üblen Verleumdungen heimzahlt. Nur das priesterliche Gewand mag ihn vor Schlimmerem bewahrt haben.

Nach der zweiten Besetzung Orleans' am 5. Dezember sieht ihn Dr. Kayßler wieder: „Mit übernatürlicher Überwindung seiner moralischen und physischen Leiden bemühte er sich, bei den Verwundeten seiner Mission als Arzt und Priester nachzukommen. Ich erschrak über die Verheerungen, die sich auf diesem bleichen, vornehmen und überaus wohlwollenden Gesichte zeigten.“ Dann kommt der Winter mit Epidemien, Hunger und Kälte, bis endlich Ende Februar die deutschen Verwundeten abtransportiert wurden. – Doch jetzt bricht er abermals zusammen; ohnmächtig und mit hohem Fieber findet man ihn eines Morgens in seinem kalten Zimmer im Bischöflichen Palais.

Persönliche Audienz beim Papst in Rom

Viel zu früh treibt es ihn wieder an die Arbeit, widmet er sich seinem „Oratorium für Weltgeistliche“, und eines Tages verschwindet er, um eine neue Aufgabe in Angriff zu nehmen: Er gründet ein Sankt-Josefs-Haus zum Schutz der jungen Arbeiter. Und wieder beginnt der nicht enden wollende Dienst am Nächsten, selbstlos, aufopferungsvoll. Wieder steht er jeden Morgen um 5 Uhr auf und ist den ganzen Tag über tätig, um für das geistige und körperliche Wohl seiner jungen Leute zu sorgen. Der Erfolg blieb nicht aus: Die Zahl der Bewohner des Josefshauses stieg auf annähernd fünfhundert.

Im Winter 1874 beschert ihm ein Sturz bei Glattis eine besorgniserregende Erschütterung seiner ohnehin angegriffenen Gesundheit. Der Bischof schickt ihn zur Wiedergenesung nach Rom. Am 20. November steht er, jetzt 62-jährig, zutiefst ergriffen vor dem Petersdom. Das größte Ereignis aber: Er wird von Papst Pius IX. in persönlicher Audienz emp-



fangen. Nach fünf Monaten beglückenden Aufenthaltes in der Ewigen Stadt ist er Ostern 1875 wieder bei seinen Pflegebefohlenen im Josefshaus Orleans.

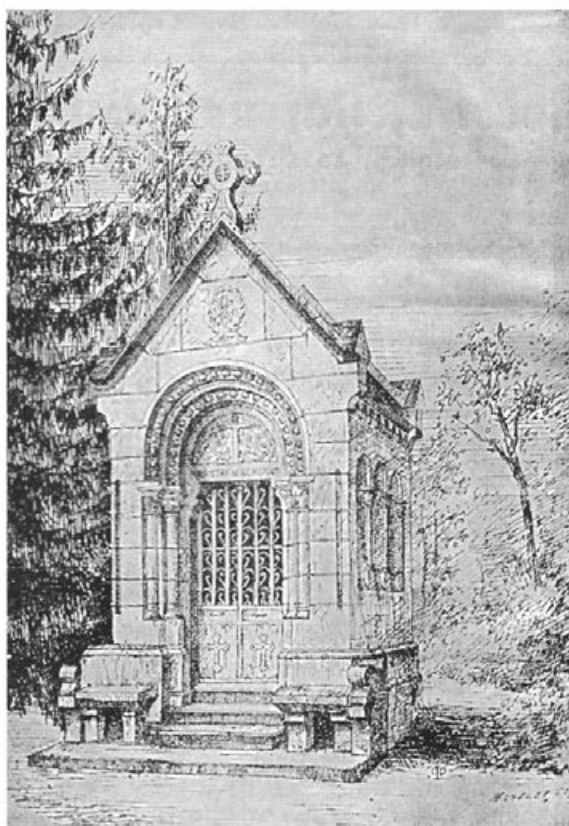
Letzter Dienst am Menschen und Tod in Rom

Wieder gibt er sich mit der Fortführung seiner Arbeiten nicht zufrieden, ein weiteres Mal betritt er Neuland: Er beginnt die wohltätige Einrichtung St. Josef auf die ganze Diözese auszudehnen, gründet neue Häuser, auch dies noch mit Erfolg. Es war seine letzte priesterliche Tat. Er wusste es: „Ich habe nun vollendet, was mein Gewissen mir vorgeschrieben hatte, die Vervielfältigung von St. Josef zum Wohl der Diözese anzustreben. Jetzt ist der Grund gelegt, und zwar vollkommen im Einklang mit meinem Plan. Die weitere Ausführung überlasse ich anderen. Ich habe getan, was in meinen Kräften stand, nun will mich Gott anderswo.“

Im Januar 1876 tritt er zum zweiten Mal die Reise nach Rom an, diesmal in Begleitung seines Bischofs. Bald befällt ihn jedoch ein Fieber, das ihn ins Bett zwingt. Als er sich dennoch aufrafft, um in der Kirche St. Luigi eine Messe zu lesen, verschlimmert sich sein Zustand, und der Arzt muss eine Lungenentzündung feststellen. Freunde sind bei ihm, sein Bischof, der noch einen deutschen Arzt zuzieht, aber alles ist vergebens. Gottergeben und ruhig stirbt er, nachdem er im Fieber noch nach seinem Bruder Adolf gerufen hatte, den er auf der Rückreise besuchen wollte. Er stirbt am Sonntag, 6. Februar 1876, im Alter von 64 Jahren. Zwei Tage später wird er unter zahlreicher Beteiligung von Freunden und Bekannten bei der Kirche San Lorenzo fuori le mura in Rom begraben.

Überführung nach La Chapelle und die Erinnerungskapelle

Die Freunde in La Chapelle aber hatten andere Pläne. Sie hatten „Le bon père Etsch“ nicht vergessen und wollten seine sterblichen Überreste aus Rom zurückholen. Bischof Dupanloup schreibt an die Schwester nach Biberach: „Madame! Gestatten Sie mir, mich einen Augenblick mit Ihnen über Ihren Bruder zu unterhalten, meinen Freund. Alle seine früheren Schüler, seine Mitarbeiter und sämtliche Priester, die er 20 Jahre lang zur Priesterweihe vorbereitete, haben mich gebeten, seine teuren Überreste im Seminar in La Chapelle aufzubewahren, wo sie ihm zum



Grabkapelle in La Chapelle für Albert Hetsch.

Andenken ein Denkmal errichten wollen, das seiner und allen von ihm zurückgelassenen Erinnerungen würdig ist. Der Fürst Borghese, der auch sein Schüler war, wird alle Schritte, die nötig sind, zur Überführung dieses teuren Freundes nach Frankreich übernehmen. Wollen Sie bitte Ihren Herrn Bruder davon unterrichten, indem sie ihn bitten, für sich die Huldigung der tiefsten und frömmsten Ergebenheit entgegenzunehmen, welche ich Ihnen darzubieten die Ehre habe. – Felix, Bischof von Orleans.“

Albert Hetsch wurde überführt, im Park von La Chapelle eine im romanischen Stil gehaltene Grabkapelle für ihn errichtet. Dort ruht er, einer der großen Söhne Biberachs.

Die vielen Briefe in die Heimat

Erst Otto Funk, ein Evangelischer aus dem Geschlecht der „Funk zum Storchen“, Hobby-Kunsthistoriker von Rang, ging der Geschichte von Albert Hetsch nach, schrieb 1931 in der Beilage des Anzeigers vom Oberland „Zeit und Heimat“ einen biographischen Artikel über ihn und veröffentlichte etwa 20 Briefe, welche die Familie noch aufbewahrt hatte. Einer dieser Briefe an den Bruder Adolf korrigiert das Entstehungsjahr des Biberacher Christkindherablas-

sens, von dem man bisher annahm, es sei in den 1860er-Jahren zum ersten Mal in der Gymnasiumstraße herabgeschwebt: „... die Heimat ist und bleibt eben doch die Heimat. Mit welcher Liebe ich mich an unsere Jugend erinnere, kann ich Dir nicht sagen! Ein gar freundliches Kinderandenken ist mir die gemütvolle Sitte, ein ‚Christkindle‘, mit Lichtern umgeben, am Christabend im Apotheker Stecherschen Hause von einem Taglicht des Hinterhauses herabzulassen, während wir Kinder ein Weihnachtslied sangen, freundliches Symbol, das die Herabkunft des göttlichen Erlösers trefflich veranschaulichte.“

Weder die Lokalhistoriker Kuhn und Seifriz noch Fritz Thierer haben offenbar diesen Passus aus Albert Hetschs Brief gelesen, sonst hätten sie nicht geschrieben, das Christkind sei erstmals 1864 von Konditor Ruppert in der Gymnasiumstraße herabgelassen worden. Hetsch ist 1812 geboren, er war ein Kind, als er das erlebte. Also dürfte das Christkindherablassen schon um 1820 stattgefunden haben. Hetsch schreibt von der „gemütvollen Sitte“, so dass es gut und gerne auch schon früher geschehen sein mag. Der Initiator ist eindeutig: Apotheker Georg Friedrich Stecher, der Gründer des Schützentheaters 1819, der die „Ziehung“ am Schützenfest erdachte, die Schützen-trommler einführte. Er ist *der* Kinderfreund der Stadt. Ohne Albert Hetsch wüssten wir dies nicht. Und über Hetsch wüssten wir wahrscheinlich so gut wie nichts, wenn Otto Funk nicht gewesen wäre. Er hat das französische Erinnerungsbuch über den Generalvikar von Orleans ausgegraben, er hat den Verwandten die Briefe entlockt und sie veröffentlicht.

Warum ist über Albert Hetsch so wenig bekannt?

Selbst Liebhaber der Stadtgeschichte wissen wenig über Hetsch. Was ist der Grund? Warum weiß man kaum, was ein Generalvikar ist? Er, dem als einzigem außer Wieland, Braith und Mali ein Denkmal gesetzt wurde – die beiden Letztgenannten hätten auch keines, hätten sie es nicht selber bezahlt –: er ist in seiner Vaterstadt weitgehend unbekannt. Man kann da nur

mutmaßen, und wahrscheinlich bleibt nur eine Überlegung übrig: Die „verwickelten Verhältnisse“, der Biberacher Konfessionsstreit, der zu seiner Zeit besonders heftig war, mag die Ursache sein. Für die Protestanten war es ein Makel, dass einer der Ihren konvertierte, und auch noch Erfolg hatte. Und die Katholiken dieser Jahre waren in ihrer Mehrzahl damit beschäftigt, sich zu emanzipieren, in die bürgerliche Oberschicht einzudringen, sich gegen die Alteingesessenen zu etablieren. Sie hatten andere Sorgen als das Schicksal eines entlaufenen Protestanten, von dessen Konversion kaum einer wusste, eben weil die Evangelischen den „Makel“ verschwiegen.

Ein Nachtrag noch: Alberts Neffe Rudolf Hetsch, Sohn des Bruders Adolf, war der erste Buchhändler Hetsch in Biberach. Dessen Sohn – ebenfalls Rudolf –, vor allem aber die Tochter Luise Hetsch sind den Älteren noch in bester Erinnerung. Luise Hetsch war eine grundgescheite Frau – wie ihr Großonkel Albert, der Generalvikar in Orleans, von dem wir nun alle etwas mehr wissen.

Literatur

Otto Funk, Albert Hetsch. In: Zeit und Heimat. Beilage zum „Anzeiger vom Oberland“, Biberach, 8. Jahrgang 1931, S. 25–50.
Adam Kuhn: Bedeutende Biberacher, Biberach 1929. Geschichte der Stadt Biberach, Theiss-Verlag 1991.

Anmerkung

Alle Zitate, Tagebucheintragungen und Auszüge aus Briefen sind der Arbeit von Otto Funk original entnommen.

Der vorliegende Aufsatz ist die Niederschrift eines am 2. Mai 2003 im Ochsenhauser Hof gehaltenen Vortrags.

Bildnachweis

S. 55 Abbildung vom Autor.
S. 55, 56, 57, 60, 62 Aus: Zeit und Heimat. Beilage zum „Anzeiger vom Oberland“, 8. Jahrgang 1931, S. 26, 28, 31, 38 und 42.
S. 61 Aus: Albert Hetsch. Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg 1886.